



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1927

11 (1927)

Caritasblüten

Nr. 11

1927



Friedhofskreuz in Kibosho, Ost-Afrika.

Allerseelen:

Lichtlein brennen auf den Gräbern	Dort wo keine Träne fließet,
In der Allerseelenzeit	Wo kein Sternlein mehr verbleicht.
Und wer hat sie angezündet?	Wo wir alle wiedersehen,
Liebe nur und Dankbarkeit.	Die erfüllt der Christen Pflicht,
Unsere Teuren sind geschieden	Wo der ewige Vergelter
Aus der kalten, öden Welt,	Voll von Vaterliebe spricht:
Warten unser nun da drüben,	Kommet, alle ihr Getreuen,
In dem weiten Himmelszelt,	Kommet in das Vaterhaus!
Wo die Lichtlein ewig brennen,	Ruht bei mir, als treue Kinder
Wo kein Dunkel uns umschleicht,	Von der Erde Mähen aus! m. e.

Ein Besuch in Kiboscho.

Von Schw. M. Engelberta.

Auf dem Hochaltar der schlichten Missionskirche in Kiboscho steht eine mittelgroße Statue „unserer lieben Frau vom Siege“ und wird von den Eingeborenen „Marinamu, Mama wa Kiboscho“ genannt. Wahrlich die Himmelskönigin mit dem Jesulein auf der Erdkugel stehend, hat gar viel zu tun, um den seeleneifrigen Missionaren und Missionschwestern zu helfen, die vielen, vielen Heiden, die noch um Kiboscho herum in ihren Bananenhainen wohnen, zu bekehren, den bösen Feind und den Aberglauben zu besiegen. Doch sie hilft ja getreulich mit; denn schon gibt es Tausende von guten Christen daselbst und auch diejenigen, die nach dem Kriege eine Zeit verlorenzugehen schienen, haben sich wieder nach und nach genähert und sich bekehrt.

Doch heute will ich nicht von der schönen Mission dahier erzählen, sondern lieber die freundlichen Leser im trauten Schwesternhäuschen, in die Kinderstube zu den ganz Kleinen und in den Garten führen. Die jugendliche Stationsoberin, Schwester Caspara empfängt uns mit gewohnter Freundlichkeit, und wo man so liebevoll aufgenommen wird, fühlt man sich auch schnell daheim. Überall peinlichste Ordnung; schon das Vorgärtchen bietet mit seinem grünen Rasen-Anlage und den bescheidenen Blumenbeeten einen hübschen Anblick. Hinter dem Schwesternhaus und den Ökonomie-Gebäulichkeiten streckt sich der Gemüsegarten aus. Schnurgerade, aufgefüllte Wege von beiden Seiten mit Blumen und dunkelfarbigen Buchsguirlanden eingefast; regelmäßig angelegte Gemüsebeete, Alleen von Orangen und andern Fruchtbäumen, dazwischen die in langen Reihen gepflanzten Lilien; wenn diese blühen, meinen wir ein Stück Paradiesgarten zu sehen. In der Mitte steht ein hohler uralter Baum, dicht von Schlinggewächsen umwachsen, und in demselben steht eine ziemlich große altmodische Muttergottes-Statue mit dem Jesulein. Mutter und Kind sind wie in Eines zusammen verschmolzen, also trotz ihres Alters, auch ein Stück „neue Kunst“; ein Lilienbeet mit dem Namenszug „Maria“ verschönert das traute Plätzchen. —

Hinter dem Gemüse- und Blumengarten beginnt der große Bananenhain, mit seinen hohen Stauden und Fruchtröfen und in den grünseidenschimmernden großen Schirmblättern säuselt und rauscht es so geheimnisvoll, daß man die Holzharfe spielen hört, und das Silberbächlein, das von der Anhöhe herunterrieselt, murmelt leise den Takt dazu. Erhebt man aber das Auge, so entrollt sich ein neues, noch viel herrlicheres Bild. Der 6100 Meter hohe Riesen- oder Königsberg von Ostafrika, der mächtige Kibo genannt, steht mit seinem schneebedeckten Haupte vor uns. Wie ein treuer Wächter mit glißernder Kappe überragt

der Riese alles und blickt so majestätisch auf die Pflanzungen, die kleinen Häuschen und die Menschen, die da zu seinen Füßen stehen wie winzige Ameisen. Der geheimnisvolle Alte, er war einmal ein Vulkan, und die ganz alten Washagga wissen den Missionaren noch davon zu erzählen, wie der Kibo mit seinem Kamerav Mawenzi Feuer gespien hat — wie da unten weit, weit in der Steppe ein großer See gewesen wäre, dann aber ausgetrocknet sei; die Washagga holen jetzt dort ihre Salzerde zum Kochen. Ja, hoffentlich fängt Herr Riesenkönig Kibo nicht wieder solche Spuk-Geschichten an; denn da würde er wohl hier Kiboscho und Kilema auf der drüberen Seite total verspeien. — Aber einmal wird er's doch noch tun, dann wird die ganze Gegend ein anderes Gesicht bekommen.

Doch lassen wir jetzt den schauerlich-schönen Schneeberg und kehren zurück in die Häuser und Häuschen der Missionsstation; zudem fängt der Himmel wieder an, sich zu bewölken, und da wird es in Kiboscho gleich recht kalt — das tut die Nähe des Schnees.

Uns interessieren Schule und Kinder und so machen wir jetzt Schw. Evodia, welche seit 3 Jahren in Kiboscho Lehrerin ist, einen Besuch in dem zwar primitiven aber doch aus Steinen erbauten Schulhause. Vormittags unterrichtet die Schwester, welche die Sprache schon ziemlich gut beherrscht, eine Knabenklasse von 52 sehr geweckten und fleißigen Schülern im Alter von 11 — 15 Jahren. Die andern zahlreichen Knaben im höhern Alter werden von den hochw. Patres und eingeborenen Hilfslehrern unterrichtet. In den Mädchenschulen sind 268 Schülerinnen; vier eingeborene Jungfrauen helfen der Schwester und hat jede ihre Abteilung zu besorgen. Die Mädchen hierzulande sind im allgemeinen noch sehr weit zurück, weil sie wenig Schulunterricht bisher genossen hatten; das arme Frauenvolk wird von Haus aus schon zu viel mit Arbeit überlastet. In Zukunft wird besser für die Mädchen gesorgt werden. Die Washaggas haben gutes Talent und die Kinder beiderlei Geschlechtes können ihre Landessprache schon gut lesen und schreiben. Außer den Grund-Elementarfächern, wird noch Geographie und Gesundheitslehre unterrichtet. Die Knaben lernen auch etwas zeichnen. Natürlich mimmt in allen unseren Missionschulen die Religion, der Katechismus, Bibel und Sittenlehre den Hauptrang ein. Der Gesang spielt ebenfalls eine große Rolle.

In Kiboscho befinden sich 11 eingeborene Novizinnen, welche nette, aber ganz einfach eingerichtete Räumlichkeiten, ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer im Schwesternhause mit einem Extra-Eingang für sich abgetrennt bewohnen. Die Katechese und den geistlichen Unterricht erteilt ihnen ein Pater Missionar. Den praktischen Unterricht über die Krankenpflege gibt die Oberin Schw. Caspara selbst, seitdem sie sich sprachlich schon besser

helfen kann. Die schwarzen Novizinnen tragen weiße Kleider und sind der unbefleckten Gottesmutter geweiht.

Kranke gibt es in Kiboscho immer genug, und die Schwester hat jeden Morgen, selbst an Sonntagen, mehr als 2 Stunden damit zu tun, all die Bittsteller um Medizin zu befriedigen und Wunden zu verbinden.

Verlassen wir nun die Kranken und besuchen wir die Kleinkinderstube. Da liegen in einer Kiste zwei Säuglinge, die mit der Flasche mühsam aufgezogen werden müssen; ihre Mutter starb bald nach der Geburt und so sind sie, eines seit dem 3. und das andere seit dem 9. Lebenstage auf der Mission.

Jetzt kommt gerade die kleine, kaum 3 Jahre alte Johanni dahergelaufen, eine Milchflasche im Händchen. Auf die Frage, wo gehst du hin? sagt sie: „zur Mama mkuba (Schw. Oberin) sie trägt den Juili“. „Was? — Juili? das heißt ja ‚kleiner Leopard‘ —, ist denn hier ein kleiner Leopard auch noch groß zu ziehen?“ Das Rätsel ist bald gelöst. Da finden wir ja die Mama mkuba, einen kleinen brüllenden Jungen namens Juili auf dem Arme wiegend. Jetzt legt sie ihn, den Schreier, auf den Tisch — wahrlich der 5 Monate alte Washaggabube hat seinen Namen Leopard nicht umsonst. — Doch zu seinem Lobe sei's gesagt, sobald die Flasche im Mündchen, ist er mäuschenstill, so wie der sanfte kleine Josef, der leider jetzt gerade krank war und seiner Pflegerin viel Arbeit und Mühe machte. Ein kleines dickes Näschen ist auch noch da, das fängt gerade an herumzurutschen, und das vierjährige rabenschwarze Thereschen muß drauf achten. Theresia und Johanni aber, die schon tüchtig laufen und plaudern können, springen, wie ich gesehen habe, am liebsten der jungen Schwester Agnesia nach in die Küche hinein, da ist es gar so schön, und das kinderfreundliche Schwesterchen wird wohl hie und da einen übrigen Kartoffel oder ein Bröckchen Brot für diese Halbkleinen übrig haben.

So jetzt wären wir so ziemlich im Schwestern-Revier herumspaziert, es will scheint's schlechtes Wetter werden und die gute Mutter Ubalda macht schon ein ernstes besorgtes Gesicht; denn sie will weiter nach Gare hinauf und, es scheint, wir werden nicht eingeschneit, aber eingeregnet.

Wirklich, Tag und Nacht gießt es vom Himmel fast wie in der großen Regenzeit, kein Auto ist imstande zu fahren. Da macht sich die liebe Mutter Provinzialin gleich beim ersten leisen Sonnenstrahl nach Tisch auf, nimmt Schirm und Stock zur Hand, um zu Fuß nach Moschi zu laufen, denn es verlangt ihrem treuen Mutterherzen, ihre drei jüngsten Schwestern in Gare zu besuchen. Gegen Abend wird sie auf der Bahnstation sein und die ganze Nacht durchfahren, wie sie dann dort weiter kommen wird, dafür wird der liebe Gott und ihr heiliger

Schutzengel sorgen, denn es ist ein gefährlicher Weg die bekannte hohe „Himmelsleiter“ hinauf nach Gare zu kommen.

Nur gut, daß die „Arche Noe“ hier in Kiboscho so angenehm und traulich ist und alle Bewohner derselben so lebenswürdig, da ist es schon auszuhalten, wenn's auch Schnürchen regnet! —

Ich sitze und schreibe, schreibe, daß die Finger krachen und der arme Mittelfinger schon eine Blase hat.

Es geht wie geschmiert, —
Der Regen schlägt den Takt dazu,
Ich aber schreibe ungeniert,
Warm eingehüllt, in stiller Ruh'! —

Habe auf der Reise nach Bura, in den Schweizerbergen von Ostafrika, und nun auch hier wieder in Kiboscho manches gesehen und erlebt und möchte es den freundlichen Lesern und Missionsfreunden wiedererzählen, damit auch sie eine Freude haben an unseren eingeborenen Christen, welche bereits gelernt haben, Maria, ihre liebste Mutter, zu verehren, und ihre ganze Hoffnung auf das hochheiligste, göttliche Herz Jesu zu setzen, zu dessen Ehre auch meine armselige Feder bemüht ist zu schreiben. —

✻

Mein Vaterhaus.

So ganz allein
Beim Sternenschein
Zog ich der Heimat zu,
Von der so gern
Ich in der Fern
Geträumt in süßer Ruh'.

Ich freute mich
So inniglich,
Mein Dörfchen bald zu seh'n:
Als ich es nah
Im Tale sah',
Blieb auf der Höh' ich steh'n.

Mein Herz pocht laut,
Und tränend schaut
Mein Aug' ins stille Tal;
In langen Reih'n
Strahlt froher Schein
Der Lichter ohne Zahl.

Am hellsten blinkt',
So traulich winkt',
Ein Licht, das mir gefiel:
Am Vaterhaus
Blickt's lieb heraus:
„Dort ist mein Reiseziel!“

„Da irrst Du Dich!“
So mahnte mich
Mein Engel neben mir;
„Dein Aug', Dein Herz
Heb' himmelwärts:
Dort winkt die Heimat Dir!“

„Das schönste Licht
Vom Himmel bricht
Aus Gottes Fensterlein;
Dorther bist Du,
Dort suche Ruh':
Dein Heim kann dort nur sein!“



Der Waparestamm in Ostafrika.

Von einer Missionschwester.

Im Nordosten des Tanganykagebietes in Ostafrika streckt sich eine lange Gebirgskette hin: das Paregebirge. Aus der Ebene steigt es schroff empor bis zu einer Höhe von 2000 Meter. Die steilen Abhänge sind bedeckt mit Geröll und mächtigen Felsblöcken, zwischen denen nur niedriges Berggras, Gebüsch und wunderbar geformtes Gehölz emporwächst. Je höher man jedoch steigt, um so üppiger und fruchtbarer erscheint uns das Land; das Auge erfreuen rauschende Wildbäche und kühle Wälder. Steigen wir noch höher, so kommen wir zu den Siedlungen der Bergbewohner, die nach dem Namen ihres Berges „Wapare“ heißen.

Die Wapare sind ein fleißiges Volk, das von seinen Häuptlingen regiert wird. Im gewissen Sinne sind sie ein glücklicher Menschenschlag, weil sie mit dem Notwendigsten zufrieden sind und keine großen Ansprüche an das Leben stellen, und doch liegt ein schwerer Druck auf diesem scheinbar so glücklichen Volksstamm. Die Furcht vor bösen Geistern nimmt das ganze Seelenleben dieser tapfern Bewohner gefangen. Mit Recht nennen wir das Heidentum ein finsternes, weil der Aberglaube alles verdunkelt. Jeder Negerstamm hat seine eigene Art des Geisterdienstes und dieser Dienst hat bei jedem einzelnen Stamm seine eigene Färbung. Ein oberflächlicher Beobachter würde sagen: „Warum läßt man diese Menschen nicht in ihrer natürlichen Einfalt? sie sind ja zufrieden und verlangen nichts von uns Weißen, weder unsere Religion noch unsere Kultur?“ Ja wenn es keine Ewigkeit gäbe, dann wären auch die Missionare überflüssig. Der Ewigkeitsgedanke läßt sich jedoch auch nicht durch das Heidentum aus dem Wege schaffen; das Gefühl einer höheren übernatürlichen Macht finden wir in allen Volksstämmen, mögen dieselben im abgelegensten Winkel der Welt sein. So ist es auch bei unserem Waparestamm. Die Furcht vor bösen Mächten verläßt sie nicht bei Tag und Nacht. Ihr ganzes Sinnen und Denken dreht sich darum, durch Opfer die Macht der bösen Geister zu hemmen. Sie verstehen darunter die Geister der Verstorbenen und sind in dem Wahne, daß diese Rache üben und Schaden zufügen können und sich in der Nähe der Hütten, die sie bewohnt haben, aufhalten. Sie bringen zahlreiche Opfer von Tieren, in der Absicht, diese bösen Geister zu befänstigen. Zahlreiche Geistersagen gehen unter dem Volke herum. Ihr Gefühl sagt ihnen, daß ein höchstes Wesen alles lenkt und über allem steht. Dieses höchste Wesen aber fürchten sie nicht, sondern nennen es nur ein gutes Wesen; sie beschäftigen sich nur mit den Geistern. Stirbt ein Erwachsener, so wird er in der eigenen Hütte begraben. Nach einiger Zeit,

ungefähr nach einem Jahre, nimmt man die Gebeine heraus und bringt sie an einen abgelegenen Ort. Der Schädel hingegen wird an eine einsame Stelle im Gebüsch oder in eine Felsenkluft gebracht, wo schon viele solcher Schädel aufbewahrt sind. Dort werden den Abgeschiedenen Opfer dargebracht: Fleisch, Bier oder Milch. Der Waparestamm ist wie viele andere Negerstämme der Meinung, die Geister leiden in der Unterwelt Not, weil sie nichts mitnehmen können. Um sie nun nicht zornig oder neidisch zu machen, werden diese Opfer gebracht. Jedes Unglück, jede Krankheit schreibt der Wapare den bösen Geistern zu. Daß es auch natürliche Ursachen von Krankheiten usw. geben kann, glaubt er nicht. War der Ver-



Neue Missionsstation in Transvaal.

storbene ein Trinker, so wird nach seinem Tode das Bierkrüglein immer wieder gefüllt an seinem Grabe stehen. Am meisten sind die Geister der verstorbenen Häuptlinge und großer Männer gefürchtet, die im Leben sehr grausam waren. Die Zauberer, denen die christliche Lehre das Handwerk legt, bieten alles auf, das Volk mit erdichteten Fabeln zu beunruhigen, damit die Zeit des Opfern nicht unterbrochen werde; denn sie sind es, die statt der bösen Geister alle Opfer aufzehren.

Vor wilden Tieren hat der Waparestamm eine doppelte Angst, weil er der Meinung ist, daß in denselben der Geist eines Vorfahren stecken könnte. So wagt es niemand, die Riesenschlange zu töten; im Gegenteil, man stellt ihr Brei und Milch in das Gebüsch.

Nur das Christentum kann dieses arme Volk von dem Wahne des Aberglaubens befreien und es in der Tat glücklich machen.

Seine Genügsamkeit soll ihm nicht entzogen werden; dieselbe soll nur aus dem wahren Gottesbewußtsein hervorgehen. Wir wollen Kinder Gottes aus ihnen machen, und dem Volke alle jene Gebräuche lassen, die ihrem Seelenleben keinen Schaden zufügen.

Die Hauptbeschäftigung der Wapare ist Ackerbau und Viehzucht. Mühsam müssen sie dem Boden die Frucht abringen; mit selbst verfertigten kleinen Hacken bearbeiten sie den Boden. Ihr Reichthum ist das Vieh: Kinder, Ziegen, Schafe; letztere mit langen Fettschwänzen. Früher trug jeder Wapare nur gegerbte Felle; diese wurden mit Fett eingerieben, bis sie weich und biegsam waren; die Frauen verzierten dieselben noch mit bunten Perlen. Diese Bergbewohner haben jedoch schon längst ihre Felle mit bunten Tüchern und Baumwollstoffen vertauscht, welche fremde indische Händler in ihr Land brachten. Die Eitelkeit hat auch bei diesem Naturvolk ihr Recht behalten. Die Wapare spitzen und feilen ihre Zähne gleichmäßig zu und halten sie schön weiß. Als Zahnbürste dient ihnen ein gewisses Holz, das durch Reiben leicht faserig wird und den Zweck einer Bürste vollständig erfüllt. Der Saft dieses Holzes ersetzt unser europäisches Zahnpulver. Das Gesicht wird nicht geschminkt, sondern in allen möglichen Formen aufgeriht. In diese Ritzen wird ein gewisser Pflanzensaft hineingestrichen, insofgedessen dicke Narben zurückbleiben. Die Frau trägt außerdem an den Armen schwere Messingringe, oft bis zu 15 Pfund Gewicht. Bei Tanz und Spiel tragen sie außerdem an den Fußgelenken kleine Schellchen.



Missionsnachrichten.

Aus Assi. Getheilte Freude ist doppelte Freude. Darum möchte ich den lieben Lesern und Leserinnen ein kleines Missionserlebnis erzählen. In einiger Entfernung von hier wohnt ein Zuluhäuptling, der den Katholiken nicht geneigt ist. Als wir vor kurzem in der dortigen Gegend eine schwer kranke Frau besuchten, ließ er uns zu sich rufen. Wir gingen hin. Mitten im Kraal saß der erzürnte Häuptling, umgeben von seinem Rat und verbot uns feierlich den Aufenthalt in seinem Reiche, das aber Gott sei Dank nicht groß ist. Da wir die Eigenheiten der Sprache noch nicht genug kannten, zogen wir uns schweigend zurück. Die arme kranke Frau starb ohne die heilige Taufe. Später machten zwei Missionare noch einmal den Versuch, wurden aber ebenfalls scharf abgewiesen. Wir mußten also diese Gegend meiden.

Nun wohnt aber fünf Minuten vom Kraal des Häuptlings entfernt, sein ältester Sohn, dessen zweite Frau vor einigen Monaten erkrankte. Sie wurde immer schwächer, fühlte den Tod herannahen und verlangte dringend nach der heiligen Taufe. Niemand wagte es jedoch, uns zu rufen. Aber Gottes Wege sind wunderbar. Eines Tages hörte eine unserer schwarzen Postulantinnen im Vorübergehen zwei heidnische Frauen von der Kranken sprechen. Sie erzählte es sogleich unserer Schwester Oberin, und nach dem Mittagessen erhielt ich den Auftrag, diese Kranke zu besuchen. Nachdem ich mir in der Kapelle für diesen schweren Missionsgang den Segen des Heilandes und seiner himmlischen Mutter erbeten hatte, machte ich mich in Begleitung der Postulantin auf den Weg; nach etwa einer Stunde hatten wir unser Ziel erreicht. Beim Königskraal fanden wir glücklich die Türe verschlossen. Sollte er vielleicht im Kraale des Sohnes sein? Dann wehe uns! In der Nähe spielten einige heidnische Kinder. Die Postulantin ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und erfuhr von den Kleinen, daß der Häuptling in Umsumbe sei, einem etwa $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Platze. Erleichtert atmeten wir auf. Noch etwa fünf Minuten und wir standen vor dem Kraal des sogenannten Kronprinzen. Am Eingang saß ein alter Heide. Schweigend zeigte er uns die Hütte, in welcher die Kranke lag. Nun kam der Sohn des Häuptlings und begrüßte uns freundlich. Wir baten ihn, seine kranke Frau besuchen zu dürfen. Da öffnete er die niedere Türe, und wir gingen hinein. Die Kranke war sehr erfreut, uns zu sehen. Seit zwei Tagen hatte sie immer gebeten, daß doch der katholische Missionar kommen und sie taufen möge.

Die Postulantin unterrichtete sie in der Muttersprache noch über die Hauptwahrheiten unseres heiligen Glaubens, und auf die Frage, ob sie getauft werden wollte, wiederholte die Kranke freudig ihre Bitte. Daraufhin teilte ich den anwesenden Heiden den Wunsch der Kranken mit und fragte jeden einzelnen um die Einwilligung. Alle sagten zu; und wir forderten sie auf niederzuknien, beteten das Glaubensbekenntnis und einige andere Gebete, nahm dann mein Weihwasserfläschchen und taufte die Kranke auf den Namen meiner lieben Mutter: „Maria Julia“. Glückstrahlend schaute sie mich an, als ich ihr sagte, sie sei jetzt ein Kind Gottes und komme nun in den schönen Himmel. Wir verabschiedeten uns dann von der Sterbenden und dankten den anwesenden Heiden höflichst, daß wir kommen und die Kranke taufen durften.

In dem frohen Bewußtsein, eine Seele gerettet zu haben, machten wir uns auf den Heimweg. Maria Julia starb noch am gleichen Tage. In ihrer Taufschuld erschien sie vor dem ewigen Richter und wird wohl gewiß ihr Versprechen halten, für das arme Heidenvolk Fürbitte einzulegen.

Aus Rhodesia. — Ein Wunder der Gnade. — Vor einigen Jahren ging eine Schwester in Begleitung einer jungen Witwe nach St. Barbara. Nahe am Ziel, kam ein kleiner Junge dahergelaufen und bat, doch zu seiner schwer erkrankten Großmutter kommen zu wollen. Die Kranke war niemand anders als die Schwiegermutter dieser jungen Witwe, die sich aber fürchtete mitzugehen und meinte, die Kranke würde sich ganz gewiß nicht taufen lassen; denn sie sei eine harte Götzendienerin und habe sich in einer früheren Krankheit hartnäckig geweigert, getauft zu werden. Die Schwester ging also allein mit dem kleinen Sebastian. Zaghaft fragte sie den Kleinen: „Hat Großmutter selbst verlangt, getauft zu werden?“ Mit der Antwort „Ja“ zog frohe Zuversicht in das Herz der Schwester und ein hoffnungsvolles Gebet stieg zum Himmel auf mit dem stillen Versprechen: Wenn die alte Mutter sich taufen läßt, soll sie Maria heißen. Die gute Alte harrte mit heißer Sehnsucht auf die Ankunft der Schwester, hörte aufmerksam ihrem Worte zu, und was sie nicht verstand, mußte der kleine Enkel ihr schön klar machen. Unter anderm kam ein kräftiges „ich widersage dem Teufel, ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben“ über ihre Lippen. Als die Schwester die Hütte verließ, gab es eine glückliche „Maria“ mehr auf der Welt.

Wie staunte die junge Witwe, als sie vernahm, was geschehen war. „Sista, ichi chishamiso!“ (Schwester, das ist ein Wunder) rief sie aus. Adelheid, so hieß die junge Witwe, hatte früher vieles von der heidnischen Schwiegermutter zu leiden gehabt, weil sich erstere niemals bewegen ließ, heidnische Sachen mitzumachen. Nur eines hatte die gute Alte immer getan — das kleine Kind verwahrt, damit seine Mutter ungestört zur Kirche gehen könne. Hatte ihr der liebe Gott hierfür die Gnade der Bekehrung gegeben oder hatte irgendeine verborgene Opferseele im Kloster oder in der Welt ihr diese Gnade erfleht? —

Driefontein-Süd-Rhodesia. Folgender Brief zeigt, wie unsere guten Schwarzen das im Religionsunterricht Gelernte Leben und Gestalt gewinnen lassen in ihrem täglichen Leben und Streben.

Driefontein Convent-School, March 7th 1926.

Mein lieber Bruder!

Zuerst sage ich moro (der übliche Gruß). Freust Du Dich? Ich freue mich schön mit weißem Herzen; aber wirklich (chokwadi). Ich danke Dir sehr für die Wolldecke (djira), die Du mir geschickt hast. Mache kein schwarzes Herz, Du seiend sagend: „Warum hat Elisabeth nicht eher geschrieben; wirklich; ich hatte kein Schreibpapier. Kommst Du Ostern nicht hierher? Aber chokwadi Vater hat nichts anzuziehen. Wenn Du etwas Geld hast, gib ihm etwas, er kaufe sich Kleider. Auch hat er wenig zu essen. Du solltest ihm helfen, wenn Du Geld hast. Aber, aber, mein lieber Bruder, vor allem strebe nicht nach dem, was von der Erde ist, sondern nach dem, was vom Himmel ist. Bete

immer zur Mutter Gottes, daß sie Dich immer behüte, auch zur hl. Theresia, daß sie Dir helfe, Dich gut zu betragen als ein Kind Gottes. Ich danke Gott sehr, daß er mich ins Kloster geschickt hat, wo ich unterrichtet werde von den Schwestern, die uns sehr schön lehren. Aber ich verlange immer darnach, daß Du immer befehlst, damit Du ein guter Junge bleibst und ich auch; wenn wir so immer tun, dann wird Gott uns behüten, so daß wir uns freuen können hier auf Erden und nach dem Tode im Himmel. Auch weiß ich, daß in Bulawayo viele böse Menschen sind. Hüte Dich, ihrem bösen Beispiel zu folgen und auf ihre Worte zu hören. Denke immer: Ich bin ein Kind Gottes und



Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Mariens; ich will mich freuen nach dem Tode. Denke immer an Deinen Tod. Wann gehst Du zum College (will Lehrer werden)? Aber Vater wird mit den Eltern der Pelagia (seine Braut) verhandeln, um ihnen die Ochsen zu geben; aber er (Elisabeths Vater) hat seine Zustimmung gegeben. Du solltest Kleider zum Anziehen kaufen. Komm, laß uns lachen. ke ke ke ke ke ke ge ge ge ge — O Du — wir sind gestorben vor Lachen. Emma und Katharina und Nyemutsa und Mataga etc. etc. senden Dir viele Grüße. Ich bin fertig, ich bin Deine Schwester Elisabeth Noni. Aber wir haben Regen in Aberfluß. Das Getreide ist in Blüte alle. Munga (die beliebteste Getreideart) ist reif. Ich bin Elisabeth. — — —

Ist das nicht ein köstliches Durcheinander. Aber das ist das wahrheitsgetreue Porträt des Mashina-Mädchens, wie es leibt und lebt. Wenn ich diese Briefe lese, denke ich unwillkürlich an ein Kapitel aus Tiffot's „innerem Leben“, wo er es so sehr bedauert, daß wir moderne Menschen das religiöse und das Berufsleben so streng isolieren, anstatt es miteinander zu verbinden wie David, der sich „beinahe ohne Übergang und in wunderbarer Vermischung mit der Ehre Gottes und seinen persönlichen Interessen“ beschäftigt.

Brief eines Mädchens, das Schwester werden will. — Nach der üblichen Einleitung, die fast immer dieselbe ist, fährt sie fort:

„Bitte kaufe mir Briefpapier und Marken; ich habe keines zum schreiben. Bitte gib mir einen Schilling, um mir ein Gebetbuch zu kaufen. Bitte kaufe mir einen Rock und eine Bluse; ich habe nichts anzuziehen, wenn ich in den Ferien nach Hause will. Denkst Du, mir würden hier Sachen gekauft? Von wem? Weißt Du nicht, daß meine Mutter ein schwarzes Herz macht, weil ihr Kind so arm ist? ndava! (das ist Deine große Schuld). Weißt Du auch, daß Du mich allein lässest, als wenn ich nicht das Kind Deiner Mutter wäre? Hast Du nicht unserm Vater 5 Pfund gegeben; aber auch er will mir nichts kaufen. Nun gut. Mein Vater, das ist Vater Gardner (Hochw. P. Superior). Meine Mutter — das sind die Schwestern. Diese behüten mich, so lange wie Gott will. Bis zum Tode will ich bei den Schwestern bleiben. Wir sind zu zweien. Ich mit Chigangwa, die wir beide von den Verwandten verlassen sind. Wenn Gott mir hilft, werde ich hier bleiben. Ich lerne in Grade III. Die andern lernen in Standard I. und II. sehr große Zahlen (dies scheint ihnen am meisten zu imponieren). Wir sprechen nicht Chikaranga (die Eingeborenen-sprache) in der Schule, sondern Englisch. Cäcilia ist hierhin gekommen. Bitte kaufe mir ein djira. Wenn Du Dich weigerst — weißt Du nicht, daß solche Leute zum Teufel gehen, sie seiend leidend außerordentliches Elend. Die Guten aber, die gehorchen, werden sich außerordentlich freuen mit unserem König Jesus Christus in alle Ewigkeit im Himmel. Weißt Du nicht, daß der große Gott die Sünde sehr haßt und daß nichts Häßliches in den schönen Himmel eingehen kann. Behalte dies alles, was ich Dir gesagt habe. Ich bin Deine Schwester Regina.“ —

✻

**Wir gehen - und wissen nicht wohin!
Vom Morgen- bis zum Abendrot
Manch Menschenkind ereilt der Tod . .
Soll jeder Gang drum sein Gewinn,
Auf Gott du richte deinen Sinn.**



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen bestattete ich den seligen Bruder auf unserem neuen, von ihm selbst erst kurz vorher angelegten Friedhof. Während der Zeremonien versagte mir einige Male vor lautem Schluchzen die Stimme. Und als ich darnach in das Zimmer zurück kam, und mich so ganz vereinsamt und verlassen sah, da lehnte ich mich mit dem Arm an die drei Bretter, welche unseren Altar bildeten und weinte vor mich hin, wie ein kleines Kind. Drei Tage fühlte ich mich bis zur Lebensüberdrüssigkeit niedergeschlagen. Dann gelang es mir, durch reges Arbeiten den schrecklichen Gram, der in mir wühlte, unter Tags wenigstens zu verschrecken. Zog ich mich aber abends wieder in das Zimmer zurück, wo ich mit dem seligen Bruder zusammen gewohnt hatte, dann drückte mich die Last der Einsamkeit jedesmal aufs neue nieder. Dies dauerte, bis endlich ein junger Pater aus Frankreich und ein Bruder aus Rhonda kamen.“

Hiermit war die Reihe der Prüfungen noch nicht zu Ende.

Pater Gommenginger hatte eine Hühner-, Schweine- und Schafzucht angefangen, woraus er später großen Nutzen zu ziehen hoffte. Leider waren sämtliche Schweine und die meisten Hühner im Brande umgekommen; nur einige 20 Schafe konnten gerettet werden. Mit diesen gedachte er nun, die Herde allmählich wieder zu vervollständigen. Selbst inmitten der größten Not konnte er sich nicht dazu entschließen, eines davon zu schlachten. Leider hatte der gute Pater seine Rechnung ohne den gartigen Leoparden gemacht.

„Eines Abends“, so erzählt er selbst im Briefe vom 30. Dezember 1884, „kommt ein Leopard, zertrümmert die Stalltüre und schleppt eines der Schafe fort. Unversäumt lasse ich eine festere Türe anbringen. Die folgende Nacht kommt der Leopard wiederum, reißt in einer Höhe von dritthalb Meter einen etwas schwachen Teil der Mauer durch, tötet abermals ein Schaf und verwundet schwer ein zweites. Ich höre den Lärm und eile drauf los. Bei meinem Erscheinen läßt der Leopard das letztere Schaf in der Öffnung der Mauer hängen und entflieht. Ich aber stehe die ganze Nacht mit geladener Flinte Wache. Anderntags lasse ich den Stall nach allen Seiten hin befestigen und stelle dem Leoparden eine Falle; er verwundet sich daran, entwischt aber wieder. Jetzt gab es Ruhe. Vier Nächte vergehen, ohne daß die Bestie sich vernehmen läßt. Ich freute mich schon bei dem Gedanken, daß sie nie wieder kommen werde; meine Freude sollte indes von kurzer Dauer sein. Als ich am fünften Morgen die Stalltüre öffne, was sehe ich? Ein entsetzliches Gemehel. 21 Schafe lagen da, zerrissen, zerseht, in einem Meer von Blut, kein einziges war mehr am Leben. Diesmal war der Leopard, weil er weder durch die Türe noch durch die Mauer eindringen konnte, auf das Dach gesprungen, hatte dasselbe durchgerissen und war von da aus in den Stall gelangt. Um wieder heraus zu kommen, hatte er das Fundament unterwühlt und sich unterirdisch einen Ausweg gebahnt.“

Dieses neue Unglück war freilich unbedeutend gegenüber den früheren; wenn aber die Unglücksfälle Schlag auf Schlag einander folgen, wie dies bei mir der Fall war, dann tut einem schließlich auch der geringste weh.“

Allein, Pater Gommenginger war nicht der Mann, der verzagte. Er machte sich sofort wieder ans Werk, fing mutig von vorne an und ruhte nicht, bis die Mission wieder schöner und besser eingerichtet dastand, als zuvor.

Vorerst aber sollte er noch einen Auftrag des Hochwürdigsten Herrn Bischofs de Courmont besorgen bei Herrn Bloyet, dem Vorsteher der internationalen geographischen Station in Usagara und einige Tage Ferien dort verbringen.

Wir haben bis jetzt den unermüdblichen Missionar begleitet bei seinen vielen Opfern, Strapazen und Schicksalsschlägen, folgen wir ihm nun auch auf seiner

Erholungsreise, die wir ihm sicher von Herzen gönnen, die aber wieder ganz anders ausfiel, als er erwartet hatte.

Reise nach Usagara.

Die geographische Station in Usagara ist etwa vier Tagereisen von Morogoro entfernt. Pater Gommenginger hoffte, den Weg in kürzerer Zeit zurückzulegen; er ahnte nicht, auf welche Schwierigkeiten er stoßen sollte. Vom ersten Tag bis zum letzten, mit Ausnahme der Zeit, welche er unter dem Dache der gastfreundlichen Familie Blonet zubrachte, war seine Reise eine ununterbrochene Reihenfolge von Abenteuern, denen jeder andere weniger starke und weniger gut akklimatisierte Europäer ohne Zweifel unterlegen wäre.

Pater Gommenginger erzählt in einem Brief vom 26. April 1885 folgendermaßen: „Sonntag den 22. März um die Mittagsstunde, machte ich mich auf den Weg. Drei Knaben aus der Mission begleiteten mich. Das Wetter war herrlich, und ich freute mich dieses glücklichen Umstandes. Nicht lange aber sollte ich mich freuen. Um drei Uhr — ich befand mich gerade in einer Bergschlucht — zog sich urplötzlich, wie dies in tropischen Ländern oft vorkommt, und gerade über unserem Haupte ein Gewitter zusammen. Die Luft wird finster, der Wind fängt an zu stoßen, er wächst zum Sturm heran, der Sturm braust, heult, tobt und wüthet, daß der ganze Wald sich krümmt und windet, ächzt und kracht; Bliß folgt auf Bliß, Schlag auf Schlag, es zittert der Boden unter den furchtbaren Stößen des Donners. Ein solches Toben der Elemente hatte ich noch nie erlebt. Aberhaupt fürchte ich mich nicht vor Gewittern; auch diesmal ging ich ruhig meines Weges fort. ‚Du bist in Gottes Hand,‘ redete ich mir zu, ‚ohne seine Zulassung wird dir nichts Böses widerfahren.‘ Auf einmal aber ein Bliß, ein Streich, und ich bebe zurück, zitternd an allen Gliedern. 50 Schritte vor mir war der Feuerstrahl in einen Baum gefahren; gleichzeitig verbreitete sich weithin ein ein erstickender Schwefelgeruch. Ich befand mich allein; meine drei Knaben waren, weil ich schneller gegangen war wie sie, weit hinter mir geblieben.

In Europa, wenn man von einem Gewitter überfallen wird, hat man bald ein Dorf erreicht und ein schützendes Dach gefunden. In Afrika ist es nicht so. Hier liegen die Dörfer sehr weit voneinander. In meinem Falle brauchte ich wenigstens noch drei Stunden, um das nächstgelegene Dorf zu erreichen.

Auf das entsetzliche Gewitter folgte ein entsetzlicher Regen. Nach kaum einer Viertelstunde hatte ich schon Wasser bis über die Knie, obgleich ich mich auf einem ziemlich hohen Terrain befand. Die Pfade waren zu schäumenden Bächen und reißenden Flüssen geworden. Ich hatte diese Gegend noch nie bereist, doch wußte ich, daß ich diesseits des Dorfes, das zunächst gelegen war, ein kleines Tal antreffen würde. Werde ich es passieren können? fragte ich mich. Und wenn ich nicht hinüber kann, was werde ich anfangen? Die Nacht im Walde zubringen, ohne Feuer in nassen Kleidern, der Gefahr ausgekehrt, von wilden Tieren zerrissen und aufgezehrt zu werden?

Während ich das Rätsel zu lösen suchte, gelangte ich an das verhängnisvolle Tal. Das war aber kein Tal mehr, sondern ein reißender Strom, der eine Unmasse von Schilf, Mais und Sorghostengel, Ästen und Bäumen mit sich fort-schwemmte. Was nun tun? Zeit hatte ich keine zu verlieren. Mutig steige ich in das rauschende Tal hinab, arbeite mich zwischen dem Hochgrase durch, kämpfe mit Händen und Füßen gegen die heranschwimmenden Äste und Bäume und gelange endlich — nicht an das Ufer, aber ganz nahe daran. In diesem Augenblick fährt mir — vielleicht war das kalte Wasser schuld daran — der Krampf in die Füße, so daß ich keinen Schritt mehr weiter kann. Vergebens suche ich von der Stelle zu kommen: bis zur Zehe ist mein Unterkörper steif und starr wie ein Aloh. Soll ich nicht um Hilfe rufen? Aber das würde ja das ganze Dorf in Aufregung bringen. Ich gedulde mich also. Endlich gelingt es mir, einen vom Ufer herüberhängenden Baumzweig zu erfassen und mich mittelst desselben aus dem Wasser zu ziehen; jetzt war auch der Krampf verschwunden. Meine wackeren Knaben benutzten das von mir gebahnte Geleise und kamen

benfalls glücklich an. Es war hohe Zeit, denn die Nacht brach herein, und das Wasser schwoll immer mehr und mehr an.

Ich ging in das Dorf. In der ersten Hütte fand ich fünf oder sechs Neger um ein Feuer gekauert, welche sich gemütlich unterhielten und ihr Pfeifchen schmauchten. Ich bat sie um eine Herberge. Wohl fünf Minuten dauerte es, bis einer derselben aufstand und sich meiner annahm. Diese fünf Minuten kamen mir vor wie eben so viele Stunden. Während dieser Zeit blieb ich am Eingang der Hütte stehen, triefend vor Nässe, schlotternd vor Kälte, auf meinen Stab gelehnt. Ich dachte an meine Heimat, an die Armen, welche bei uns daheim ans Fenster kommen und um ein Almosen bitten. In meiner Lage kam ich mir vor wie einer aus ihnen, und da kam ein Gefühl der Wehmut über mich. Man mag noch so sehr alles aus Liebe zu Gott und zu seiner Ehre tun wollen, etwas ist immer da, das uns erinnert, daß wir Menschen sind.

Nach langem Hin und Her stellte man mir eine Hütte zur Verfügung und gab mir auch einige Stücke Holz, um Feuer zu machen. Eine Schale Tee bildete jenen Abend mein ganzes Nachtessen. Sodann wickelte ich mich in meine nasse Reisedecke — denn das Gepäck war ebenso durchnäßt wie die Kleider — legte mich neben dem Feuer nieder und schlief ein. Was den Schlaf betrifft, habe ich, Gott sei Dank, nicht zu klagen; ob zwischen Flaum und Federn, oder auf einem Brett, oder auf nacktem Boden, gilt gleich, ich schlafe immer gut und stehe jedesmal wieder munter auf. Diesmal wurde ich nur ein- oder zweimal durch das Geschrei der Hyänen geweckt, welche, dem Hochwasser ausweichend, bis in das Dorf hereingekommen waren. Das Geschrei der Hyänen ist unstreitig das unheimlichste, welches man hören kann, namentlich während der Nacht. Draußen toste und brauste das Wasser gleich dem eines wilden Stromes; wie fühlte ich mich jetzt glücklich in meiner armen Hütte.

Andern Morgens ging es weiter. Der Weg führte durch eine durchnäßte Ebene. Nach acht Stunden angestrengten Marsches erreichte ich das nächste Dorf. Am nächsten Morgen reiste ich unter ähnlichen Umständen, mit noch einem tüchtigen Regen obendrauf. Meine Fußbekleidung bestand aus gewöhnlichen, niederen Schuhen mit elastischen Seiteneinfäßen. So oft ich nun etwas tiefer in den Schlamm sank, blieb das leidige Schuhwerk, das ohnehin nicht recht am Fuße hielt, darin stecken. Schließlich wurde ich es satt, dasselbe immer wieder herauszugraben und faßte einen heroischen Entschluß: ich steckte die Schuhe in die Reisetasche und ging barfuß. Zwei Tage wanderte ich unbeschuht; anfangs gaben mir die Kiesel und Dornen fürchterlich zu leiden; allmählich aber gewöhnte sich die Haut daran, so daß ich ziemlich gut vorwärts kam.

In einem der Dörfer, wo ich übernachtete, sprach mich der Häuptling um eine Arznei an. Einige Tage vorher hatte er auf der Jagd einen Leoparden angeschossen. Das verwundete Tier stürzte auf ihn los und es kam zwischen Beiden zu einem Ringkampf. Der Leopard unterlag, aber der wackere Jäger bezahlte seinen Sieg mit einem ausgerissenen Auge und einem zerfetzten Gesicht.

Endlich gelangte ich an mein Ziel. Herr und Frau Bloyet empfingen mich mit einer Liebenswürdigkeit und einem Freudenergusse, wie Eltern und Geschwister mich nicht hätten herzlicher aufnehmen können. Einen ganzen Monat verweilte ich bei ihnen.

Aufrichtig gesagt, mehr noch als das Bitten der Familie Bloyet war es das schlechte Wetter, welches mich bewog, so lange zu bleiben. Der Regen wollte nicht mehr aufhören; die Wege waren infolgedessen ungangbar geworden. Auf der Ebene, wo einem bei solchen Anlässen das Wasser nicht über die Knie geht, wäre ich schon durchgekommen. Aber auf der Strecke gegen Morogoro befanden sich mehrere Bäche, welche zu Flüssen, und Flüsse, welche zu Strömen angeschwollen waren, und diese zu passieren, war schlechterdings unmöglich, um so mehr, als Brücken hierorts unbekannte Dinge und Pirogen oder Nachen nur äußerst selten anzutreffen sind.

Schließlich hielt ich es doch nicht mehr aus. Ich benutzte den ersten Augenblick, sobald der Himmel sich ein wenig aufheiterte, um mich reisefertig zu machen. Frau Bloyet wollte mich für einen ganzen Monat verproviantieren;

ich hingegen gedachte mich so wenig als möglich zu belasten. Wir zankten miteinander; allein Frau Bloyet gab nicht nach, und sie hatte recht; denn würde ich meinen Willen durchgesetzt haben, so hätte ich die letzten Tage meiner Reise statt des Mittag- und Abendessens an den Fingern nagen können. Herr Bloyet bemühte sich seinerseits, alles in — wie er meinte — wasserdichte Blechbüchsen zu verpacken. Indes schon am ersten Tage konnte ich an einer derselben konstatieren, als sie zufällig ins Wasser fiel, daß sie mehr Wasser als anderen Stoff enthielt. Ueberdies beschenkte mich der lebenswürdige Herr mit einem Paar nagelneuer Stiefel. Hierauf nahm ich Abschied und schlug, fein bestieft wie ein Rittmeister und reichlich verproviantiert, den Rückweg nach Morogoro ein.

Es dauerte keine Stunde, da stand ich schon vor einem überschwemmten Lande, und wo ich vorher herrliche Mais- und Sorghofelder gesehen hatte, dort fand ich nichts mehr als Wasser, Schlamm und Sand. Die Männer, welche Herr Bloyet mir mitgegeben hatte, verzogen ihre Gesichter; eine solche Promenade war nicht nach ihrem Geschmack. „Ei was!“ sagte ich zu ihnen, „später wird es wieder besser kommen“, und rückte mutig vorwärts. Den ganzen Tag kamen wir nicht mehr aus dem Wasser; stellenweise ging es uns bis an die Hüften. Meine Stiefel hielten fest, aber wie manches Eiter des nassen Elements mußte ich darin mitschleppen!

Im ersten Dorfe wies mir der Häuptling das vornehmste Gemach seiner Hütte an. Darin befand sich unter anderem eine mächtige „Kitanda“ d. h. ein Bettgestell mit einer aus Baumrinde geflochtenen Hängematte. Was ich vermehrte, das war eine Öffnung, welche es mir ermöglicht hätte, dem finsternen, verpesteten Lokal ein wenig Luft und Licht zuzuführen. Einsteilen nahm ich damit fürlieb, bequemte mich, so gut es ging, richtete mir etwas zum Nachtessen her, empfahl mich dem Himmel und betete mich ahnungslos auf die Kitanda. Der Schlaf blieb nicht lange aus; bald aber wurde ich wieder geweckt; ein ungewöhnliches Prickeln über den ganzen Körper ließ mich vermuten, daß ich nicht der einzige Inwasse meines Nachtlagers sein möchte. Ich zünde ein Licht an — in der Tat! vom Kopf bis zum Fuß wimmelte ich von Wanzen. Das war mir doch zu stark. Ich spränge auf, streife, so gut ich kann, das Ungeziefer von mir ab, verlasse die Bude und beeile mich, ins Freie zu kommen. Draußen legte ich mich unter einem Schuppen auf den Boden nieder. Allein, meine Lage sollte hier bald so unhaltbar werden wie drinnen. Es fing fürchterlich an zu regnen; da kamen die Kühe des Dorfes, nach einem Schuttdach suchend, unter den nämlichen Schuppen und machten mir meine Position streitig. Wieviele Tritte und Faustschläge ich in jener Nacht ausgeteilt habe, kann ich nicht mehr sagen; kam doch das Vieh, wenn ich es fortgejagt hatte, immer wieder zurück! Endlich wurde es Tag; ich beeilte mich, meine sieben Sachen zusammenzuraffen und schnellmöglichst weiter zu kommen.

„Du wirst doch nicht fortgehen wollen,“ redeten mich die Leute an; „der Fluß draußen ist so mächtig angewachsen, daß du unmöglich darübersehen kannst.“

Da man den Negern nie trauen kann, weil sie vom vielen Lügen selbst nicht wissen, wann sie lügen oder die Wahrheit reden, machte ich mich dennoch auf den Weg. Ausnahmsweise hatten sie diesmal die Wahrheit gesagt. Wohl oder übel mußte ich umkehren.

„Wann werde ich über den Fluß können?“ fragte ich.

„In fünf oder sechs Tagen, falls der Regen aufhört“, lautete die Antwort. Zum Geier! Also noch fünf oder sechsmal die schreckliche Wanzen- und Kuhplage. Nein, da wollte ich doch lieber diese Zeit in der französischen Station zubringen und das bessere Wetter dort abwarten. Ohne weiteres schlug ich den Weg nach dorthin ein. Allein schon nach 10 Minuten stand ich vor einer solchen Unmasse von Wasser, daß an ein weiteres Vorrücken nicht mehr zu denken war. Beschämt kehrte ich nach dem grauenhaften Wanzendorf zurück. Den Tag über langweilte ich mich zum Sterben. Eine einzige Zerkreunung bot sich; es war die Schlussfeier einer Totentrauer. Acht Tage vorher hatte man einen auf der Jagd verunglückten Jüngling begraben; um diesen handelte es sich. Die ganze Einwohnerschaft kam zusammen. (Fortsetzung folgt.)